

Nr. 162. Bromberg, den 20. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Marianne fühlte augenblicklich, was in ihm vorging, und begegnete ihm so völlig offen wie dieser Tag. „Ach, ja — ich weiß schon: Briefe unbeantwortet — nie wiedergesehen — unerklärliches Verhalten... Du hast ja durchaus recht: Es ist alles so, wie du das sagen wolltest! Aber, bitte, bitte, frag mich nicht, ob ich dich liebe! Es paßt nicht in die Stimmung: Alles ist so blank und ohne Zweifel, und alles ist so, weil es so sein muß. Der Winter ist doch vorbei! Wenn die Sonne scheint, gibt es keine Fragen und Probleme... Komm! Gehen wir in dieser wundervollen Wärme ein bißchen hin und her! Und sieh nicht enttäuscht aus! Es wäre undankbar gegen den Tag."

„Darf ich auch einmal etwas sagen?"

„Ich weiß nicht... Ich glaube, es wäre besser, du sagtest nichts. Meinst du nicht auch?"

Er schüttelte den Kopf — und lächelte bereits. „Du stehst in dieser Landschaft wie ein schönes Bild, Marianne..."

„Ja, so etwas darfst du natürlich sagen!"

„Recht wenig — nach so langer Zeit!"

„Mir genügt es vollkommen! Zeit, Zeit — damit hab' ich nun gar nicht gerne zu tun. Ich lehnte sie ab — auf andere Weise kann man doch nicht mit ihr fertig werden... Aber siehst du: Wir sind schon im besten Philosophieren! Gleich wird es Auseinandersetzungen geben, und dann ist der schöne Tag verdorben."

„Nein!" versprach er bereitwillig, und froh über ihre bloße Gegenwart. „Es gibt keine Auseinandersetzungen — bestimmt nicht! Mir ist auch nicht danach zumute. Nur eines mußt du mir sagen, Marianne: Warum hast du so getan, als ob — —? Na, ja: Es war, als seiest du tot!"

„Ja — was hattest du denn gedacht? Hast du geglaubt, ich würde ein Verhältnis mit dir anfangen?"

„Welcher Ausdruck —!" sagte Sinklar gestört.

„Nicht schön — ja, aber richtig. Du brauchst mir auch nicht zu antworten. Sieh mal... Weißt du... Es gibt, glaube ich, ein Verfahren, Blumen zu behandeln, daß sie frisch zu bleiben scheinen; man taucht sie in irgendeine Flüssigkeit, dadurch kriegen sie einen durchsichtigen Überzug, wie von Glas, und nun sehen sie immer so aus, als wären sie lebendig. Aber sie duften nicht mehr; es sind eben doch Blumenleichen, Blumenmumien."

„Ja, und —?"

„Ja, und das ist geradeso wie ein Verhältnis... Deshalb!"

„Wir sind uns sehr fremd, Marianne. Die Liebe — —"

„Glaubst du, man könnte die Liebe nicht mumifizieren? Ach, die meisten Menschen tun es, ohne sich darüber klarzuwerden, daß es dann eben keine Liebe mehr ist, sondern Pietät. Ich bin sehr pietätlos. Guter, Bester — bist du herübergekommen, um mich anders zu machen? Ich fürchte sehr, daß es dir mißlingt. Ich bin so gar nicht für das Haus geschaffen; in meinen Stubenecken gibt es keine Makartsträuße. Und nun sage, daß ich ein abscheuliches Ding und ein seelenloses Wesen bin, ohne Treue, ohne Gemüt — kurz: ohne jeden Wert! Sag's! Du tust dir einen Gefallen damit!"

„Nein! Sondern ich bin eigentlich gekommen, Marianne, um dich zu heiraten."

Sie blieb stehen und schaute ihm ernsthaft in die Augen. „Du siehst: Ich lache nicht... Also darfst du auch nicht böse sein. Soll ich dir etwas sagen? Du bist vollständig verrückt!"

„Ja, das ist auch eine Antwort..."

„Eine schlimme — und die einzig aufrichtige! Ich und Mundelfingen —! Man hätte dich vielleicht doch nicht so lange allein lassen sollen! Welche Blasen treibt dein Gehirn? Gewiß mußt du heiraten, und du weißt auch ganz gut, wen... Ach, reden wir doch nicht weiter!"

Sie machte eine Bewegung, von deren Entschiedenheit er verblüfft und beinahe eingeschüchtert war. Diese einzige kleine Handbewegung zerriß den Faden, den er mühsam gesponnen hatte; und jetzt sah er plötzlich, wie dünn dieser Faden gewesen ist. Tatsächlich: Ein verrückter Gedanke, daran ein Leben zu befestigen! Läßt sich die Sehnsucht überhaupt anbinden?

„Wunderbar!" sagte Marianne, zutiefst erstaunt.

„Was?"

„Was du da fragtest: Läßt sich die Sehnsucht überhaupt anbinden?"

„Habe ich das gefragt?"

„Nicht? Es war mir so. Dann hat es eben aus dir heraus gefragt... Manchmal, auf diesen Wegen, begegnen die Menschen sich doch."

„Vielleicht sollte man deshalb diese Wege gemeinsam gehen?"

„Das ist nicht möglich: Im Grunde ist man doch immer allein."

„Nach einer Weile sagte er: „Und ich war so froh, daß ich mich endlich entschlossen hatte, zu kommen."

„Bist du jetzt traurig?"

„Nein. Aber still."

„Ist es schlimm?"

„Ich weiß nicht..."

„Der Frühling läßt sich durch unsere kleinen Schicksale nicht aufhalten, und die Sonne scheint noch wie vorhin. Es muß also nicht so schlimm sein. Denke dir: Wenn alles anders gegangen wäre, wenn ich ja gesagt hätte — welche fatale Lage für dich! Vielleicht bekämst du dann deine Stelle gar nicht — und was dann? Nein, Sinklar: Es war ein undurchdachter Einfall!"

„Was dann? Wir wären zusammen gewandert, Marianne, und hätten alles hinter uns gelassen."

„Dazu bist du nicht der Mensch!"

„Du kennst mich nicht!"

„Gerade deshalb liebe ich dich vielleicht. Liebe ist am schönsten, solange man einander nicht kennt. Besser ein entrinnender Traum als ein zerrinnender!"

Sinklar zuckte hilflos die Achseln. Er kam sich vor wie ein Vogel mit einem gelähmten und einem gesunden Flügel. Was nützte der gesunde, da man mit dem kranken nicht fliegen konnte?

„Wir gehen übrigens fort", sagte Marianne.

Er sah erschrocken auf und vergaß seine eigenen Dinge. „Fort?"

„Die Spielzeit ist zu Ende. Wir haben großes Glück gehabt: Vater bekommt das Kurtheater in Bozen. Ach, da drunten blühen wohl schon die Magnolien... Ist die Welt nicht schön, Sinklar?"

„In Mundelfingen gibt es keine Magnolien."

„Sei nicht undankbar! Begleitest du mich nach Hause?"

Sinklar ging neben ihr her, durch diesen herrlichen, klaren Park voll Erde- und Sonnenduft, vorüber an dem Altar mit der Bronzelampe, durch das Tor, dessen Gitter weit offenstanden.

Emilies Erbe verließ den Park, um nach Mundelfingen zurückzukehren... „Wann sehen wir uns wieder, Marianne?"

„Das weiß ich nicht."

„Spielst du noch einmal bei uns?"

„Wahrscheinlich."

„Also, dann — —?"

„Ja." — So trennten sie sich.

Marianne ging in ihr Zimmer und setzte sich müde auf das Bett — so müde, als wollte sie krank werden. Ja, da war man nun also wieder allein... Wie ein Bild hatte sich eine Heimat vor sie hingestellt: Haus, Gärtchen, in Ruhe gewiegt, ein Mensch, der sorgte, vielleicht auch ein Kind — und alles still im Sonnenschein. Aber es ging doch nicht. Die weite, weite Welt—!

Nein, es wäre ein Unglück geworden! Der Mensch soll tun, was seine innere Stimme sagt. Es schmerzt manchmal; man fürchtet auch, es später zu bereuen. Aber dagegen hilft nichts. Sinklar —? Er ahnt nicht, daß ich neben ihm meinen Weg fast aufgegeben hätte, daß ich alle diese Wochen nur aus Angst stumm war — aus Angst, ich könnte Wurzel schlagen. Ach, wenn er es ahnte, wäre ich nicht seine große Enttäuschung! Nun ist er heimgegangen und tut mir Unrecht in seinen Gedanken. Da sitzt man nach dem bittersüßen Ende — allein. Wie zwiespältig wir sind — auf kleinem Nachen hingetrieben zwischen zwei Ufern! Welches ist das bessere? Keines. Denn auch der Fluß bleibt nicht hier und dort; er macht seinen Weg nach dem inneren Gesetz der Sehnsucht, das er nicht weiß, und zu einem Ziel, das er nicht kennt. Es ist der Weg ins Wunderbare. Die Ufer ahnen davon nichts. Soll man Ufer sein oder Fluß?

* * *

Anfang April war große Abschiedsvorstellung in Mundelfingen. Sinklar kaufte sich eine Karte. Er hatte Marianne nicht wiedergesehen, aber heute würde sie doch wohl spielen?

Nach der Bureauzeit ging er den Bahnhofsweg, wie er das täglich tat. Der Direktor Waldemar kam allein daher. Sinklar sprach ihn einfach an.

„Meine Tochter? Nein, leider nicht! Sie ist bereits seit einigen Tagen abgereist, nach dem Süden. Hatten Sie irgend etwas —?"

„O nein! Danke!" sagte Sinklar. Man zog höflich die Hüte.

Ein Platz in der vordersten Reihe blieb an diesem Abend leer. Der die Karte gekauft hatte, saß nicht im Theater, sondern bei dem alten Hoffmann, dem es noch immer nicht gut ging. Beide vermieden es, von dem zu reden, woran sie dachten.

Hoffmann war in schlechtester Laune. „Mir fehlt doch nichts! Aber das verdammte bißchen Fieber, das mir nicht aus dem Blute will! Dobler meint: Ehe es nicht weg ist, läßt er mich nicht aufstehen. Recht angenehme Aussichten! Dabei kann ich ja noch jahrzehntelang im Bett liegen... Sagen Sie, mein Lieber — von hier aus kann ich nicht durch das Fenster sehen —: Draußen ist ja wohl Frühling? Manchmal streckt die Sonne ihre Hand herein und streichelt mich alten Kerl; manchmal hör' ich's regnen. Und die Amseln singen schon — nicht wahr? Wie steht's? Gibt es schon Schlüsselblumen auf den Wiesen?"

„An den Hängen, ja."

„Und Leberblümchen?"

„Freilich."

„Es könnte Ihnen nichts schaden, wenn Sie mir gelegentlich ein paar mitbrächten. Alt werden, Sinklar, ist weiter nicht schlimm, wenn man einmal über einen gewissen Punkt hinweg ist und nicht mehr daran denkt. Aber im Bett liegen und wissen, wie schön es draußen ist, das ist abscheulich! Bisweilen denke ich, es könnte gar nicht Frühling werden ohne mich. Aber, du lieber Gott, es kann schon! Die Welt pflegt mit einer Rücksichtslosigkeit zu blühen, die für den einzelnen geradezu kränkend ist. Apropos: Sie sind doch Ingenieur?"

„Komische Frage!"

„Dann rechnen Sie doch, bitte, mal hier nach!" Aus einem Wust Papier, der auf dem Stuhl neben seinem Bette lag, kramte er ein bleistiftbekritzeltes Blatt.

Sinklar wunderte sich. „Was sind das für verrückte Logarithmen? Die haben Sie ja ganz falsch aufgeschlagen!"

Reden Sie nicht, wenn Sie nichts verstehen! Das sind Tertiär-Proportionallogarithmen — nicht wie eure gewöhnlichen!"

„Ich staune!"

„Rechnen Sie lieber!"

„Ja: Addiert und subtrahiert ist richtig... Was, zum Teufel, treiben Sie da?"

„Richtig? Können Sie das beschwören?"

„Ich denke, ja. Aber sagen Sie mir — —"

„Man braucht das für die Primärdirektionen. Das ist nichts für Sie! Also: Richtig? Es kommt mir nämlich ungeheuer viel darauf an, Sinklar... Haben Sie einen Taschenkalender? Dann nehmen Sie doch, bitte, diesen Bleistift und schreiben Sie neben den fünften September: „Hoffmann"!

„Verdammter Unsinn!" sagte Sinklar heftig. „Was soll das alles heißen?"

„Ach, es ist nur ein Kontrollversuch!"

„Astrologie vermutlich?"

„Sie merken doch alles! Ich habe ja jetzt mehr Zeit, als mir lieb ist, und da kommt man eben auf solche Spielereien. Ganz recht, daß Sie mich auszanken! Was ich sagen wollte —: Wie steht's mit Ihren Aussichten? Werden Sie noch nicht bald Direktor?"

„Erinnern Sie mich nicht daran!"

„Also gut? Das freut mich! Ja, mein Lieber, wir werden alt; es ist Zeit, sich nach einem Platz hinterm Ofen umzusehen. Wissen Sie übrigens, daß es in unserer Gegend Nachtigallen gibt? Echte, nicht im Lautsprecher! Wenn Sie den Schwarzbach abwärts gehen, kommen Sie nach einer halben Stunde an ein weites, einsames Buschholz; dort können Sie diese unzeitgemäßen Tiere hören. Tun Sie's aber nicht! Es paßt nicht für einen Elektrizitätswerksdirektor; es ist eine sentimentale Angelegenheit. Warum stehen Sie auf? Die Sache eilt gar nicht: Die Nachtigallen singen ja doch erst im Mai! Oder sind Sie heute besonders darauf gestimmt?"

„Ich mag mich nicht länger ärgern lassen... Sie haben wirklich Fieber und sollten ruhig sein! Gute Besserung!"

„Danke! Danke!"

Es war wie gewöhnlich: Von Marianne hatten sie beide nicht gesprochen. Das Unerreichbare wurde nur von fern und stumm betrachtet. Trotzdem wußten sie, daß Marianne als ein Sinnbild in ihrem Leben stand: die Jugend, die um so geschwinder entgleitet, je sehnsüchtiger man sie zu halten wünscht. Was sie für Mundelfingen gewesen war, die Unruhe das bedeutete sie auch für die beiden Sonderlinge, die den Rest ihres Herzens niemals aufdeckten. Freilich eine andere und bessere Art von Unruhe: wie die einer Uhr, die dazu beiträgt, daß das Werk nicht stillesteht... Allerdings steht damit auch die Zeit nicht still...

Nun hatte Sinklar also keinen Grund mehr, über den Bahnhofsweg nach Hause zu gehen. Statt dessen arbeitete er in seinem Garten, viel und gern. Isa hatte ihn in die Lehre genommen. Neuerdings besaß er sogar ein illustriertes Buch über Gartenbau und faßte die Sache mit gewohnter Gründlichkeit an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sonne in Karlstad.

Ein nordisches Städtebild von Ortrud Freye.

„Karlstad ist mir durch liebe Menschen, die ich darin gefunden und nach welchen ich dahin gereist bin, eine sehr liebe Stelle geworden", schreibt Ernst Moritz Arndt in seiner „Reise durch Schweden". Auch über die ganze Provinz Värmland, in der Karlstad der Hauptort ist, weiß er nur Lobesworte zu sagen.

Inzwischen wurde die Landschaft durch Selma Lagerlöf über die ganze Welt bekannt, doch für den Schweden war Värmland immer etwas Besonderes, schon ehe „Gösta Berling" entstand.

In diesen dunklen Wäldern jagte Karl XII., und schwarzhaarige Finnen lebten darin als Köhler und Bärenschützen. Sie hatten sich im 16. Jahrhundert von Karelien auf die Wanderschaft begeben und hier halt gemacht, weil diese Gegend sie am meisten an die Heimat erinnerte.

In Värmland gab es außer Seen und Wäldern auch bedeutende Eisenvorkommen, und da waren es Deutsche, die als bestausgebildete Arbeiter in Dienst traten, Sprengungen leiteten und sich selbst ein Werk bauten. Sie kamen zu einer Zeit, als Pest und Hungersnot die Leute in Massen hingerafft hatten, so daß in manchen Dörfern nicht mehr als vier Überlebende waren. Aber die Deutschen blieben nicht wie die Finnen, die Sprache und Gebräuche ihres Landes beibehalten hatten, unter sich, sondern vermischten sich mit den Schweden und machten das Land reich.

Schon Karl IX., Gustav Wasas jüngster Sohn, hatte dem Hauptort Tingvalla Stadtrecht verliehen, ihn Karlstad getauft und den Vielfraß im Wappen durch einen Adler ersetzt. Vermutlich verschwand damals der Vielfraß aus der Gegend, wie auch der Bär sich nach dem Norden zurückgezogen hat. In Karlstad war der Handel aufgeblüht, das värmländische Eisen wurde nach Lübeck verkauft, mit dem die alte Niederlassung auf der Tingvallainsel im Wenersee bei der Mündung des langen Klarälvs und seinem großen Delta unmittelbare Verbindung hatte. Wenn der Ort auch als Stadt erst 350 Jahre alt ist, so gab es hier doch schon vor mehr als tausend Jahren eine Ansiedlung, was aus dem Namen Tingvalla recht gut hervorgeht.

Aber wie alle schwedischen Städte, deren Häuser gewöhnlich aus Holz erbaut sind und oft ein Raub der Flammen wurden, hat Karlstad nicht viel Altertümliches bewahrt. Bei seinem letzten Brande 1855 blieben auf der Tingvallainsel, auf der noch heute das Zentrum liegt, nur der Dom, der Bau des „deutschen Maurermeisters Haller" aus Sachsen, und das schöne Tingvalla-Gymnasium übrig. Die Häuser in Karlstad sind nicht gewaltig und nicht besonders hoch, und man kann verstehen, daß sich der deutsche Uhrmacher und Erfinder Kevenhüller, einer der zwölf Kavaliere aus „Gösta Berling", auf sein Haus einen Turm setzen mußte, um mit einem selbstgebauten Flugapparat starten zu können.

Doch Karlstad hat etwas anderes aus alter Zeit bewahrt. Es besitzt eine Persmesse (Jahrmarkt) im Sommer und seinen vierzehntägigen Fasting im Februar. Freilich hat der Fasting heute nicht mehr dieselbe Bedeutung wie früher, wo es keine Verbindungen gab und man oft ein Jahr lang warten mußte, ehe man den traf, den man treffen wollte. Damals blieb zum Fasting niemand aus. Er war die wichtigste Veranstaltung des ganzen Jahres. Da wurden Geschäfte und Liebeshändel abgeschlossen, Wettkämpfe und Streitigkeiten ausgefochten, und Gutsbesitzer ließen ihre Schlittentraber für hohes Geld wettlaufen. Ungemein kriegerisch war man im 18. Jahrhundert, Mut und Körperkräfte standen hoch im Kurs. Sogar Hochzeiten und Beerdigungen liefen selten ohne blutige Kämpfe ab. War es da zu verwundern, wenn es auf dem Fasting zu Karlstad ganz besonders lebhaft zuging?

Bereits auf dem Wege dahin wimmelte es von Kämpfern, die sich um das Vorfahrtsrecht schlugen. Allerorten ertönte das Rufen, der Schlittenfahrer „Aus dem Wege", und stets mußte der Schwächere in den Schnee.

Eine besondere Anziehung bildete geradezu das Ausfechten der Zänkereien, die sich im Laufe des Jahres angesammelt hatten. Da kämpften Herren gegen Bauern, wenn sie sich gegenseitig das Jagdrecht streitig machten, da rang Mann mit Mann. Ihnen schlossen sich lebensfrohe Menschen an, bis schließlich Kirchspiel gegen Kirchspiel, Volksmasse gegen Volksmasse mit Peitschen und Knüppeln aufeinander losschlug. Ab und zu wagte sich eine beherzte Frau in das Getümmel, um den Mann, den Freund oder Bruder von der Walstatt zu führen und ihm das geronnene Blut abzuwaschen.

Aber nichts für ungut! Bei aller Kampfeslust herrschte viel Frömmigkeit, und wenn es galt, Blut und Leben für König und Vaterland, für Recht und Freiheit zu wagen, dann fehlte gewiß keiner.

Mit der Zeit schwanden die allgemeinen Kämpfe. Schlägereien gehörten nicht mehr zu jeder Feier, wenigstens nicht mehr zum guten Ton. Der Fasting blieb nicht mehr das, was er gewesen war.

Aber das kleine Karlstad erhielt eine andere Anziehung. Die „Sonne" ging auf und beglückte weiteste Kreise. Keine Sonne, die mittags am Himmel stand, sondern eine, die schlechthin zu allen Zeiten hinter einer Theke strahlte.

Es war die schöne Tochter eines ehrbaren, armen Schneiders mit dem festen, deutschen Namen Holtz. Schon früh lernte Anna-Maria, was arbeiten hieß. Fleiß und Sparsamkeit erfüllten ihr Leben. Lächelnd bediente sie die Offiziere, die Damen, die Jünglinge, nichts darüber hinaus — beileibe nicht! Doch häufig mußte sie die Stellung wechseln, weil sie nicht wollte wie die anderen. Denn sie war so schön, daß jeder geblendet stehen blieb. Wurde aber ein Jüngling „sonnenblind", dann mußte sie wieder hinter den Wolken verschwinden. So irrte Jungfer Holtz wegen ihrer Schönheit und Tugendhaftigkeit in ganz Värmland herum.

Doch eine Freude muß der Mensch haben! Anna-Marias Freude war das Geld. Für Geld vermochte sie sich schöne Kleider und einen eigenen Krug zu kaufen. Dann konnte niemand mehr sie wegschicken. Und als die Posthalterei frei wurde, kaufte Anna-Maria diese. Von nun an schien die Sonne in Karlstad ununterbrochen und lockte mehr Reisende als je zuvor. Jeder mußte sie einmal gesehen haben. Lachsfischer und Holzhändler aus ganz Värmland — die Holzindustrie hatte Bergbau und Eisen verdrängt — mußten plötzlich nach Karlstad reisen; und alte Offiziere fühlten mit einem Mal den Drang nach Musik in sich und meldeten sich bei dem deutschen „Orgelnisten" Gertner zum Geigenunterricht an. Alles nur, um in „die Sonne" zu sehen. Die Gutsbesitzer, die sich in die Tugendhaftigkeit der Sonne gefunden hatten, vergaßen beim Dragonerpunsch ihre Jagdgeschichten; die Frauen gaben ihnen diesmal recht, denn die Sonne war tugendhaft.

So bekannt auch in Värmland „die Sonne" geworden, so geschah es doch, daß eine Dame von Stockholm angefahren kam, in der Annahme, daß es in Karlstad wirklich sonniger sei als in der Hauptstadt. Aber das war gewiß eine besonders dumme Dame!

Und die Sonne in Karlstad strahlte in schönen Kleidern, bediente lächelnd, reichte den Branntwein, „trocken" oder in Kaffee und — war froh. Aber trotz der schönen Kleider und der großen Trinkgelder bewahrte sie ihre Tugend. Als sie angesehen und hoch geehrt im Jahre 1830 starb, schrieb der Pfarrer ins Kirchenbuch: Anna Maria Holtz, die Sonne in Karlstad †.

So sprichwörtlich war die Schönheit und Tugend der Sonne in Karlstad geworden, daß noch heute jeder, der einer Frau eine Höflichkeit sagen will, sie mit der Sonne in Karlstad vergleicht. Und jeder Schwede, der durch den Ort fährt, wird sich an die Sonne erinnern, und wenn jetzt die Stadt ihr 350. Jubiläum feiert, dann vergißt sie sicher nicht, der Sonne zu gedenken.

Der Fechter von Carmona.

Ein Leben im Angesicht des Todes.

Von Heinz Oskar Wuttig.

Carmona ist eine kleine spanische Stadt nahe Sevilla. Eines Tages zog die dortige Zollwache mit blanker Waffe vor ein Häuschen, das schon außerhalb der Stadt, dicht am Olivenhain, lag. Caesar Alterez sollte wegen Schmuggelei auf das Stadthaus gebracht werden. Die Verhaftung war erfolgt. Der kleine Zug, Alterez in der Mitte, setzte sich gerade in Bewegung, als der dreizehnjährige José, der Sohn des Verhafteten, mit einem Rohrstock bewaffnet aus der Tür sprang und mit wütenden Hieben den Anführer der Wache angriff. Sein kindlicher Stolz konnte nicht ertragen, daß der Vater abgeführt wurde. Er wollte ihn befreien.

Zuerst lachte der Hauptmann über den Knirps. Als aber die Hiebe immer dichter auf ihn niederprasselten, versuchte er sich mit flacher Klinge zu verteidigen. Umsonst! Der kleine José war flinker und geschickter, der Hauptmann, zuerst noch lachend, wurde immer hitziger und unbedachter. Schon zierten seine Backen links und rechts zwei dicke rote Striemen, das Ohr war geschwollen, selbst die Hand, die den Säbel führte, zerschlagen. Da gab er es auf. Warf die Waffe weg, stürzte sich auf den Bengel, wollte ihn packen und durchwalken, aber wie eine Eidechse entschlüpfte dieser, zog dem Hauptmann noch eins über, sprang über den Zaun und verschwand. Das war das erste Duell des José Alterez.

Sieben Jahre später gehörte er zu den gefürchtetsten Fechtern und Duellanten ganz Andalusiens. Aus dem dreizehnjährigen Knaben war ein kräftiger, entschlossener und unerschrockener Bursche mit kühnem, stolzem Gesicht geworden. Seine Liebe zum Waffenhandwerk hatte ihn früh durch die Fechtschulen und Waffenböden Sevillas geführt. War er schon vorher ein Meister im Messerkampf gewesen, so lernte er jetzt noch den Stoßdegen zu führen, das Florett schwirren zu lassen und den schweren Säbel zu handhaben. Bald übertraf er seine Fechtmeister und fand in keiner Waffenart mehr einen wirklich überlegenen Gegner.

Fechten war damals mehr als ein bloßes Vergnügen. Bei der Heftigkeit und Leidenschaft der Temperamente bot nur das Duell die Möglichkeit, gewisse Meinungsverschiedenheiten aus der Welt zu schaffen, und der Degen war die Waffe.

Der Ruf José Alterez, des Fechters von Carmona, drang über Andalusien hinaus. Seine Händel häuften sich, drei oder vier Zweikämpfe in der Woche waren nichts Seltenes, und keiner davon dauerte länger als wenige Augenblicke. Meistens erledigte der Bursche seine Gegner gleich nach Beginn. Man sagte, José Alterez benötige für seine Duelle einen eigenen Kirchhof. War das auch übertrieben, so ist es doch Tatsache, daß er einmal im Verlauf von nicht einer Stunde zwölf Meisterfechter aus La Palma tötete oder doch kampfunfähig machte.

Trotzdem fanden sich immer wieder Kavaliere, die Händel mit ihm suchten. Sein Name war in ganz Spanien und darüber hinaus bekannt. Er wurde nach Madrid an den Hof gerufen. Die Gesandten fremder Länder ließen ihre Meisterfechter aus der Heimat kommen. Ein grandioses Schauspiel wurde aufgezogen, und der Portugiese Gallega, der Elsässer L'Alumette, der Italiener Volpi, der Deutsche Traßmann sanken nacheinander abgestochen und durchbohrt in den Sand. Mit dem Rapier in der Hand galt José Alterez für fast unverwundbar. Ein provencalischer Edelmann, Meister im Stoßdegenfechten, forderte ihn einst zu einem Zweikampf in dieser Waffe, stellte jedoch die Bedingung, daß José vorher zu einem Scheingefecht mit ihm antrat. Als er jedoch schon fast mit dem ersten Stoß den Knopf von Josés Waffe unmittelbar in der Halsgrube spürte und, während er sich vergeblich bemühte, einen Stoß anzubringen, wiederholt an derselben Stelle getroffen wurde, verzichtete er auf die Austragung des scharfen Ganges und ward nicht mehr gesehen . . .

Auf der Höhe seines Ruhmes — Sennor José Alterez war längst ein reicher Mann, hatte mehrere Fechtschulen, eine Stierkampfarena und viele tausend Peseten beisammen — lieferte der Fechter von Carmona sein letztes und schwerstes Duell. Er hatte in alle Welt die Forderung zu einem Zweikampf geschickt. Und zwar sollte dieses Treffen in allen Waffengattungen, vom Messer über Florett, Degen bis zum Machéto, dem breiten Buschschwert der spanischen Kreolen, geführt werden. — Lange dauerte es, bis sich jemand meldete, bis Basile Croquère, ein Mulatte, der berühmteste Fechter Louisianas, in Spanien erschien und sich José Alterez stellte. Er hatte einen Schwur geleistet, nicht in die Heimat zurückzukehren, ohne José den Fechter von Carmona, besiegt zu haben.

Unter ungeheurer Spannung begannen die Vorbereitungen zu diesem Kampf. Draußen vor der Stadt wurde auf dem Felde ein kreisförmiger Platz festgestampft. José legte seine Waffen nieder, Croquère brachte die seinigen. Die Sekundanten stellten sich auf, und die Zuschauer nahmen ihre Plätze ein. Noch einmal schätzten die Gegner einander ab. Ruhig, kalt und beherrscht blickte José. Der Mulatte lächelte. Aber es war ein höhnisches, teuflisches Lächeln. Und mit einem tierhaften Instinkt spürte José auf einmal irgendwo eine lauernde Gefahr. Er faßte Croquère fest ins Auge. Der lächelte noch immer . . . Da riefen die Unparteiischen den ersten Gang auf. José aber ging plötzlich unbewaffnet auf den Gegner los, hob dessen Degen vom Boden auf, lief bis zu den ersten Zuschauerreihen, faßte dort einen zufällig herumlaufenden Hund und ritzte ihm mit dem Degen am Ohr. Alles beugte sich vor, kein Mensch wußte, was das bedeuten solle — da — nach wenigen Sekunden lag das Tier steif und verendet. Die Waffen des Mulatten waren vergiftet . . . Ein ungeheurer Tumult brach los. Die Spanier stürzten auf den Platz. Bleich und schlotternd stand der Mulatte. Er wäre gelyncht worden, hätte sich nicht José vor ihn gestellt. Mit wenigen Worten beruhigte er das Volk, schickte es auf die Plätze zurück, nahm seine Waffen auf und zwang Basile Croquère zum Kampf. Dem blieb nichts anderes, als sich zu verteidigen, und so begann das unheimlichste Duell José Alterez. Er wußte genau, der geringste Kratzer bedeutete den Tod. Aber eine Gefahr, die er einmal erkannt hatte, war für ihn keine Gefahr mehr . . .

Atemlos sah das Volk seinen Helden mit dem Gegner die Waffen kreuzen. Hin und her sprangen die Duellanten, fintierten, stießen zu. Und jeden Ausfall, jeden Stoß begleitete ein kurzer, leidenschaftlicher Aufschrei, der den Gegner bluffen und verwirren sollte. Alle Viertelstunde war Waffenwechsel. Beim Messer bekam Croquère einen tiefen Stich in den Arm. Beim Florett war José noch immer unverletzt. Der Mulatte blutete aus vielen Wunden, der Säbel zerschnitt ihm Backe und Schulter, und zum Machete kam es nicht mehr, denn vorher schon hatte Josés Stoßdegen dem Mulatten beide Lungenflügel durchbohrt, und langsam sank Croquère vornüber in den Sand.

Im Begeisterungstaumel durchbrachen die Spanier die Schranken. José wurde wie ein König gefeiert. Ohne die kleinste Schramme war er aus dem furchtbaren Kampfe als Sieger hervorgegangen. Huldvolle Ehrenschreiben wurden ihm überreicht, mit Siegeln von vielen Regenten, zusammen mit dem Dokument, das ihm die Ritterschaft, libre de gastos, verlieh.

Aber es war sein letztes Duell. Vier Tage später trat er mit bloßem Fuß in einen rostigen Nagel. Eine heftige Blutvergiftung trat ein. Eine volle Woche rang der Fechter von Carmona um sein Leben. Dann überwand der Tod die tapfere Klinge dieses unerschrockenen Kämpfers.



Lustige Ecke



Edelmetall. „Edelmetall rostet nicht. Wer kann Beispiele nennen?"

„Gold".

„Richtig".

„Silber".

„Auch richtig".

„Und du, Fritzchen?"

„Alte Liebe".

Kathederblüte. „Krause, Sie gehören nicht unter anständige Menschen. Kommen Sie sofort zu mir aufs Katheder."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.